

SUSANNE
GERDOM

*Atmosphærum telluris
a sole tempore solstitii æstivi
illuminatum.*

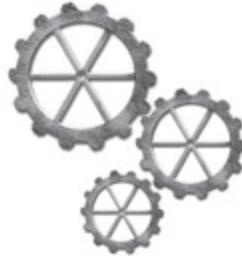
*a. b. significat
in b. propter*

ÆTHERMAGIE

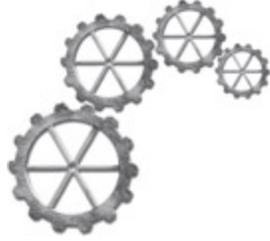
ueberreuter

Susanne Gerdom

Æthermagie



ueberreuter



Über dieses Buch

Die junge Baronesse Kato von Mayenburg lebt in einer vom Krieg zerrissenen Welt, in der alles von der magischen Energie, dem Äther, abhängt. Sie kommt dem düsteren Geheimnis der Elementare auf die Spur, die den Äther für die Menschen produzieren müssen und von diesen in unwürdiger Knechtschaft gehalten werden. Auf der Flucht vor der Geheimpolizei verschlägt es sie in die geheime Abteilung D der Kaiserlichen Irrenanstalt am Brünnefeld. Wer ist der Drahtzieher hinter den grausamen Versuchen an Irrenhausinsassen? Während sie ihr altes Leben hinter sich lässt, begegnet Kato den Brüdern Milan, der kaiserlichen Prinzessin, einer illustren Geheimgesellschaft in der Kanalisation unter Wien, einem zwielichtigen Nervenarzt und dem Zeit und Raum manipulierenden Professor Tiez – der weitaus harmloser wirkt als er in Wirklichkeit ist.

Danksagung und Warnhinweis

Ich danke Dina, der Unermüdlichen, und meiner geduldigen Familie. Danke, Horst-Dieter Radke, fürs Last-Minute-Lesen, deinen Titelvorschlag, Diskussionen über Altersgrenzen und dass du mich eindringlich auf die Gefahren des Zigarettenkonsums aufmerksam gemacht hast.

Danke allen 42er Autoren, die an diversen Baustellen mitgearbeitet haben.

Und last but not least, danke ich meinem lieben Lektor Bernd Stratthaus. Danke, dass Sie nicht gedrängelt und meine Panikattacken abgefedert haben. Und natürlich für das hervorragende Lektorat. Und überhaupt. Das nächste Mal gibt es frische Schokolade, nicht das alte Zeug.

Warnung: Rauchen kann tödlich enden. Fangt gar nicht erst damit an.

Inhalt

1

Die Zeitlosen

2

Die Baronesse

3

Der Maulwurf

4

Der Alchemist

5

Das Rote Haus

6

Der Maskenball

7

Das Verhör

8

Das Evidenzbureau

9

Die Anstalt

10

Der Ausbruch

11
Der Verrat

12
Die Transformation



Die Zeitlosen

Der unterirdische Raum lag im flackernden Schein von Kerzen und Fackeln. Schatten tanzten über die rauen Wände und waberten in den Ecken, als gäben sich Gespenster in ihnen ein Stelldichein.

In der Mitte des Gewölbes stand eine lange Eichenholztafel, umringt von dreiundzwanzig hochlehnigen Stühlen. In einem riesigen rußgeschwärzten Kamin loderte ein mächtiges Feuer, dem es aber nicht gelang, die Kälte aus dem Gewölbe zu vertreiben.

Eine hochgewachsene Gestalt in einer dunkelgrauen Kutte stand mit gesenktem Kopf hinter dem geschnitzten Lehnstuhl am Kopfende. Schritte hallten durch den Gang, der zum Gewölbe führte. Eine Gruppe von Vermummten trat schweigend ein und verteilte sich, bis hinter jedem Stuhl, bis auf den dreiundzwanzigsten, ein Mensch stand.

Einige Augenblicke lang herrschte Stille, dann hob der erste der Vermummten den Kopf und sagte mit leiser, tragender Stimme: »Nehmt Platz.«

Scharren von Stuhlbeinen, Rascheln und Stühlerücken, dann war es wieder still. Einundzwanzig kapuzenverhüllte Köpfe wandten sich erwartungsvoll dem Mann am Haupt der Tafel zu.

Der schien sich schweigend zu sammeln. Seine Hände lagen auf einem Bogen Papier, der mit dunkelvioletter Tinte eng beschrieben war. Die Nächstsitzenden konnten das Siegel erkennen, das gebrochen an dem geöffneten Brief hing: Es zeigte die Lemniskate, das Zeichen für Unendlichkeit in Form einer liegenden Acht, durchstoßen von einem stilisierten Schwert. Das Schreiben stammte aus der Hand des auf so geheimnisvolle Weise verschwundenen Paters Guardianus.

Der Mann am Kopf des Tisches hob nun den Blick und sah die Versammelten an. »Magistri«, sagte er, »in meiner Funktion als Magister Superior eröffne ich unser Treffen als der ernannte Vertreter unseres

Paters Guardianus, der uns in einer geheimen Mission verließ und mir zuvor dieses Vermächtnis zu treuen Händen und mit der Weisung gab, es zu öffnen und euch seinen Inhalt zu verkünden, sollte er nicht bis zum Tag der Zweiten Unendlichkeit zu uns zurückgekehrt sein. Dieser Tag ist verstrichen, ohne dass uns eine Nachricht unseres Oberhauptes erreicht hätte.« Er hielt inne und schien um Fassung zu ringen.

»Ich habe sein Vermächtnis geöffnet«, fuhr er fort. »Pater Guardianus entbietet dem Rat seinen brüderlichen Gruß und bittet uns, ihn mit dem heutigen Tag von seinem Amt zu entbinden und einen aus unserer Mitte als seinen Nachfolger ...«

Er konnte nicht fortfahren, weil seine Worte einen unerhörten Aufruhr verursachten. Die vordem so stillen und gefassten Magister sprangen auf, riefen durcheinander, erbaten Aufklärung, stießen Laute der Erschütterung und des ohnmächtigen Zorns aus.

»Setzt euch, ich bitte euch, liebe Magistri«, rief der Superior, und die Trauer und Erschöpfung in seiner Stimme ließ die hitzigen Aufwallungen der anderen Magister ersterben.

Eine Weile war das Knistern und Knacken des Feuers im Kamin das einzige Geräusch, das die gespannte Stille störte. Der Magister Superior räusperte sich mehrmals, dann verlas er mit heiserer, aber fester Stimme das Vermächtnis, aus dem unmissverständlich hervorging, dass das geliebte und hochgeachtete Oberhaupt des Zeitlosen Ordens mit der Möglichkeit seines gewaltsamen Todes rechnete und ihn zum Zeitpunkt der Eröffnung des Briefes als ein gegebenes Faktum annahm.

Nach einer Stunde der hitzigen Diskussion über die letzten Worte des Paters Guardianus bat der Superior um eine Pause, nach der sich der Innerste Zirkel zu einer Beratung über die Nachfolge des vormaligen Ordensoberen verständigen würde.

Die Magister verteilten sich, die Diskussion in kleinen Gruppen weiterführend, in dem Gewölbe und seinen Nebenkammern. Zwei von ihnen, eine hochgewachsene, schlanke Gestalt und ihr kleinerer, gedrungener Begleiter, verließen das Gewölbe durch einen niedrigen Torbogen und blieben in einem zugigen Gang stehen.

Der größere der beiden Magister schob seine Kapuze in den Nacken und enthüllte ein kantiges Gesicht mit großen, schwerlidrigen Augen und kinnlang geschnittenem dunklem Haar, das durch die Kapuze zerzaust in Strähnen in eine breite, blasse Stirn fiel. »Verdammte Sache«, sagte die Frau mit einer tiefen, ein wenig heiseren Stimme.

Ihr Begleiter schob nun auch seine Kapuze zurück, wandte der Frau ein müdes, nicht mehr ganz junges Gesicht zu und lehnte sich mit hochgezogenen Schultern gegen die raue Wand des Ganges. »Was denkst du, Katya?«, fragte er. »Glaubst du, Josip ist wirklich tot?«

Die Frau schüttelte langsam den Kopf, aber nicht, um die Frage zu verneinen, sondern um ihre Ratlosigkeit auszudrücken. »Ich kann es kaum glauben«, sagte sie. »Bei unserem letzten Treffen hat er davon gesprochen, dass eine schwierige Aufgabe ihn erwarte – aber er klang nicht im Mindesten erregt, sondern wirkte eher konzentriert und wachsam. Ich habe an seinem Verhalten nichts bemerkt, was nach Angst oder übermäßiger Sorge ausgesehen hätte.«

Der ältere Mann seufzte. »Anselm scheint sein Ableben als gegebene Tatsache zu betrachten.«

Beide schwiegen und hingen ihren Gedanken nach. Die Frau schüttelte schließlich den Kopf und zog ihre Kapuze wieder über. »Gehen wir zurück zu den anderen, Samuel. Ich will hören, was es für Gerüchte gibt.«

Die Grüppchen der Laienmitglieder im Gewölbe waren inzwischen in zwei größeren Gruppen zusammengekommen, während die fünf Ordensbrüder mit dem Superior vor dem Kamin standen, wo sie im ernstesten, leisen Gespräch ihre Hände wärmten. Die große Frau und ihr Begleiter verständigten sich mit einem kurzen Blick, dann trennten sie sich und gesellten sich jeder zu einer der größeren Gruppen. Die Atmosphäre war trotz der umgebenden Kühle nicht anders als erhitzt zu nennen.

Die Frau wandte sich an ihren Nachbarn, der schweigend einem Wortwechsel folgte. »Was denkst *du*, Belpharion?«

Das Gesicht des Angesprochenen wandte sich ihr zu, und sie erhaschte einen Blick auf das ebenmäßige, geschlechtslos wirkende Antlitz, das von

fedrig-weißem Haar umrahmt wurde. »Josip hat einen ungünstigen Zeitpunkt für sein Verschwinden gewählt. Ich kann unsere Archonten nicht mehr lange hinhalten. Wir brauchen ein deutliches Zeichen.«

Sie nickte nachdenklich. »Ich glaube, dass dies der Grund für seine Mission war«, erwiderte sie flüsternd. »Wenn er wirklich gescheitert sein sollte, hätte das schlimme Konsequenzen.«

»Hoffen wir das Beste, Katya.« Belpharion rieb mit einer schmalen, blassen Hand über seine Stirn. Er wirkte erschöpft. »Der Krieg muss ein Ende finden. Er zerstört unsere Gesellschaft und verwandelt jeden Einzelnen in ein Monstrum.«

Katya drückte kurz und herzlich seinen Arm. »Der Orden hat sich voll und ganz der Aufgabe verschrieben, den Kriegstreibern Einhalt zu gebieten und endlich Frieden zu bewirken. Der Krieg und die Versklavung eurer Gefährten wird beendet, Belpharion. Dafür arbeiten wir alle nach Kräften.«

Der Superior klatschte in die Hände. »Meine Freunde, es wird spät, fahren wir fort«, rief er.

Er blieb stehen, während die anderen sich setzten. »Liebe Freunde unseres Ordens, meine lieben Brüder«, sagte er, »es bleibt mir die bittere Aufgabe, euch nun um die Abgabe eurer Stimme zu bitten. Wer soll das Amt des Paters Guardianus übernehmen? Wer wird das Schwert tragen und unseren Orden und seine Freunde beschützen?« Mit diesen Worten nahm er das blanke Zeremonienschwert auf, das quer über seinem Platz lag, und hob es hoch über seinen Kopf. »Ewigkeit, die uns nährt«, intonierte er, und murmelnd wiederholte die Gemeinschaft diese Worte. »Zeitlose Zeit, deren Kinder wir sind.«

Gemurmel.

»Ewige Wiederkehr, Kreislauf des Universums, Dunkle Macht hinter dem Schleier: Erhelle unsere Gedanken, steh uns bei in unserer Not. Die Kinder der Zeit erleben deinen Segen.«

Alle wiederholten die Formel. Es blieb einen Moment lang still. Das erhobene Schwert warf goldrote Reflexe des Feuers über den Tisch. Dann begann es, in einem unirdischen Blaugrün zu schimmern. Eisblaue Funken

tanzen über seine Schneide. Die Stimme einer Sylphe, fein und zart wie Glas, sang in der Höhe einen wortlosen Cantus. Es roch nach Wasser und Erde.

Ein Seufzen ging durch die Versammlung, man hörte unterdrücktes, erregtes Murmeln. »Sieh doch«, rief jemand, ein anderer stieß Laute des Erstaunens aus.

Die Feuererscheinung wurde gleißend hell, sodass alle geblendet die Augen abwendeten oder bedeckten und vom Tisch zurückwichen. Das Licht ließ den Raum und alles darin flach und leblos wirken. Ein letztes Aufflammen, dessen Gewalt durch Knochen und Stein zu dringen schien, dann verblasste die Erscheinung und ließ die Versammlung geblendet und starr vor Schreck und Staunen zurück. Nur der Superior hatte sich nicht bewegt, stand wie zuvor mit erhobenem Arm da und ließ nun das Schwert unter dem triumphierenden Gesang des Luftgeistes langsam sinken. Der Gesang der Sylphe verstummte.

»Mitbrüder, Freunde des Zeitlosen Ordens«, sagte der Superior mit lauter Stimme, »das Zeichen der Ewigkeit liegt vor jedem von euch auf dem Tisch. Nehmt es und gebt eure Stimmen dem Würdigsten und dem Demütigsten unter uns. Wer soll die Bürde für euch tragen?«

Katya senkte den Blick und sah eine silberne Lemniskate vor sich auf dem Tisch liegen. Sie griff nach dem Zeichen. Es schimmerte in einem weichen Licht, als würde es vom Mond bestrahlt. Katya schloss die Finger darum und sah, wie der sanfte Glanz zwischen ihnen hervorleuchtete. Mit einer entschlossenen Bewegung neigte sie den Kopf über ihre Hand, flüsterte einen Namen und warf das Zeichen in die Luft. Die Lemniskate blieb über dem Tisch in der Luft stehen, pulsierend wie ein Glühwürmchen.

Andere weniger kurz Entschlossene, folgten ihrem Beispiel. Zeichen um Zeichen flog empor, schwirrte über den Tisch, taumelte schmetterlingsgleich in der Luft. Als die zweiundzwanzigste und letzte der leuchtenden Lemniskaten ihren Weg nach oben antrat, schossen die anderen auseinander, und jedes fand seinen Weg zu einer der still dasitzenden Gestalten. Manche von ihnen, wie Katya, versammelten ein

oder gar mehrere der Zeichen über sich, die meisten gingen leer aus, aber über einem der Anwesenden schwirrte eine Schar von leuchtenden Lemniskaten wie trunkene Leuchtkäfer.

Der vormalige Superior neigte den Kopf. »Ich danke euch«, sagte er. »Ich nehme eure Wahl an.« Er griff erneut das Schwert, zog es mit einer festen, sicheren Bewegung durch die Luft, und die leuchtenden Zeichen stoben auseinander, verteilten sich und fielen vor den Händen der Versammelten auf den Tisch hinab.

»Dies ist das Zeichen unseres Bundes«, sagte der neue Pater Guardianus. »In diesem Zeichen wollen wir uns treffen, an diesem Zeichen werden wir uns erkennen. Tragt es bei euch und erinnert euch an das, was es symbolisiert: die Endlosigkeit unserer großen Herrin, der Zeit!«

Das Schwert sauste erneut durch die Luft, schimmernd wie ein Blitz, und durchstieß die Tischplatte. Im gleichen Moment erloschen alle Kerzen.

Scharren und Rascheln, sich bewegende Silhouetten, die Versammelten verließen den Tisch. An den Wänden flammten einige Fackeln wieder auf. Der neue Pater Guardianus war verschwunden und mit ihm seine Brüder, nur noch die Laienmitglieder des Ordens waren im Raum und verließen jetzt in kleinen Gruppen das Gewölbe, um durch die gemauerten Gänge der Kanalisation wieder in ihre Häuser zurückzukehren.

Katya schrak zusammen, denn eine Hand berührte federleicht ihren Arm. Aus einem finsternen Nebengang war eine verhüllte Gestalt so lautlos herangekommen, dass sie ihre Annäherung nicht bemerkt hatte. Der Vermummte winkte ihr, und Katya folgte dem Bruder ohne zu zögern. Er führte sie durch den Gang in eine kleine Kammer. Neben einem mit Papieren bedeckten Tisch stand der neu ernannte Pater Guardianus und musterte mit nachdenklicher Miene einen Stapel Papier. Er hatte die Kapuze von seiner Tonsur zurückgestreift und sein hageres, sorgenvolles Gesicht erhellte sich um eine Winzigkeit, als er Katyas ansichtig wurde. »Liebe Freundin«, sagte er und reichte ihr die Hand.

»Warum hast du mich rufen lassen?«, fragte sie ruhig.

Der neue Pater Guardianus ließ sich mit einem Seufzen hinter dem Schreibtisch nieder und lud Katya mit einer matten Handbewegung zum Sitzen ein. »Wir müssen den leeren Stuhl mit einem neuen Ratsmitglied besetzen, auch wenn mir das nicht gefällt, denn ich bin keineswegs davon überzeugt, dass mein geliebter Bruder wirklich von uns gegangen ist«, sagte er. »Aber dennoch möchte ich in diesen unruhigen, bösen Tagen keine Zeit verlieren. Du hast mir angedeutet, dass du ein Mitglied werben könntest, das für unsere gemeinsame Sache von großem Nutzen sein würde?«

Katya nickte knapp. Sie griff mit einem gemurmelten: »Darf ich?« zum Schreibzeug, das auf dem Tisch lag, und schrieb einen Namen auf ein Blatt Papier, das sie dem Pater Guardianus zu lesen gab.

Er las, runzelte die Stirn, las nochmals, als traute er seinen Augen nicht. »Das ist dein Ernst?«

Katya nickte nur.

Er atmete tief und hörbar ein, stieß die Luft wieder aus und drehte das Papier zusammen. Er hielt es an die Flamme einer Kerze und sah mit zusammengekniffenen Lippen zu, wie es zu rauchen, zu glühen und sodann zu brennen begann. Kein Wort fiel, bis das Papier ein Aschehäufchen war, das er zusammenfegte und in den kalten Kamin warf. »Ich werde über die Konsequenzen nachdenken«, sagte er dann. »Wir müssten über die Verpflichtung zum Stillschweigen hinaus, der ohnehin jedes Ratsmitglied unterliegt, nochmals strengere Schweigegelübde ausrufen.«

Katya beugte sich vor und legte ihre Hand auf seine unruhig zuckenden Finger. »Wir alle sind treue Untertanen unseres Kaisers. Doch da ist dieser unselige Krieg, den eine Handvoll von Menschen nur deshalb in Gang hält, weil sie ihre Macht und ihren Einfluss zu verlieren fürchten ...«

»... und die sich überdies nach Kräften daran bereichern«, fügte der Pater bitter hinzu.

Katya nickte und hob die Schultern. »Die Mitgliedschaft Ihrer Majestät im Rat des Ordens würde uns große Vorteile gegen die Machenschaften

der Kriegstreiber verschaffen.«

Der Pater Guardianus nickte mit zusammengepressten Lippen. »Und uns in große Gefahr bringen«, setzte er nach einer Weile hinzu.

»Meister Horatius befürwortet meinen Vorschlag«, sagte sie mit samtweicher Stimme.

Der Pater riss die Augen auf. »Du hast mit dem Zeitmeister darüber gesprochen?«

»Ich war so frei.«

Er legte die gefalteten Hände vor seine Lippen und senkte die Lider. »Ich denke, dass es zu früh für diesen Schritt wäre«, sagte er leise. »Ich werde den vakanten Sitz im Rat noch eine Weile offen halten. Lass uns sehen, was die Zeit bringt.«

Katya nickte mit gefasster Miene. »Ich werde deine Entscheidung so weitergeben.«

»Danke«, sagte er. »Ich werde sicherlich in den nächsten Tagen nach dir schicken lassen. Wir müssen uns mit Belpharion beraten, er deutete an, dass er die Archonten nicht mehr lange ruhig halten kann. Wenn die Engel sich sammeln und auf Wien marschieren, wird das Kaiserliche Heer sie nicht daran hindern können.«

»Was verlangt er?«

»Das sofortige Ende der Jagd auf die Elementarwesen.«

Katya lachte zornig und hob die Hände. »Sollen wir gleich in einem Aufwasch noch den Tod besiegen und Frieden auf Erden herstellen?«

»Amen«, erwiderte der Pater Guardianus seufzend.



Die Baronesse

Kato von Mayenburg wischte die Feder sauber, legte sie in das Kästchen mit ihrem Schreibzeug zurück und blies über die feuchte Tinte, ehe sie die beschriebenen Seiten in ihren Sekretär einschloss. Aus der Halle drang das Geräusch von Schritten, Türenklappen und klingendem Porzellan herauf. Es war Teezeit, und sie musste sich beeilen, um nicht zu spät im Salon zu erscheinen. Die Baronin von Mayenburg legte großen Wert auf Pünktlichkeit und litt es gar nicht, wenn ihre Stieftochter nicht rechtzeitig zu den Mahlzeiten der Familie erschien.

Kato fuhr sich vor dem silbergefassten Spiegel flüchtig durch die Haare, bändigte einige aus der Fassung gerutschte Strähnen, steckte die Kämmen fest und eilte aus dem Zimmer und die breite Treppe hinunter.

Am Fuß der Treppe mäßigte sie das Tempo ihrer Schritte – Adelaïde von Mayenburg verabscheute undamenhaftes Verhalten – durchquerte die Halle und betrat den kleinen Salon.

Sie kam nicht zu spät. Das Mädchen war damit beschäftigt, den kleinen Tisch am Fenster zu decken, Adelaïde saß an ihrem Sekretär und erledigte Korrespondenz, der Freiherr lehnte auf dem Kanapee unter seinem Jugendbildnis und wählte gerade eine Zigarre aus einer Kiste, die der Diener Konrad ihm reichte. Er schnitt die Zigarre an und blickte seiner Tochter nachdenklich ins Gesicht. »Meine liebe Katharina«, sagte der Freiherr. »Wie hübsch du heute wieder aussiehst.«

Kato wartete darauf, dass er weitersprach, aber ihr Vater fiel in eine seiner grüblerischen Launen, die sich in einem starren, leblosen Blick äußerten und einer Miene, die an ein unbewohntes Haus denken ließ. Die Hand mit der Zigarre verharrte in der Luft, und Kato beobachtete, wie sie mit der unangezündeten Spitze kleine Kreise in der Luft beschrieb.

Sie verschränkte die Arme hinter dem Rücken und achtete darauf, gerade zu stehen und die Füße in einem angemessenen Winkel

auszurichten. Sie war sich der beobachtenden Blicke ihrer Stiefmutter nur zu bewusst.

»Setz dich hin, Kind«, sagte die Freifrau. »Dein Vater erfreut sich, wie es scheint, heute wieder einmal einer geistesabwesenden Gemütsverfassung.«

Kato ließ sich auf einer Sesselkante nieder und warf einen Seitenblick auf Adelaïde von Mayenburg. Die Frau ihres Vaters blickte mit zusammengespreizten Lippen auf den Brief hinab, den sie gerade schrieb. Eine kleine Falte entstand dabei zwischen ihren Brauen.

Kato ahmte unwillkürlich den Gesichtsausdruck ihrer Stiefmutter nach. Adelaïde mit ihren kastanienbraunen Locken und der üppigen Gestalt war eine so glänzende und eindrucksvolle Erscheinung, dass ihre Stieftochter sich neben ihr immer wie eine kleine struppige Streunerkatze fühlte. Sie wandte hastig den Blick ab und sah ihren Vater an.

Simon Jakob Peregrin Freiherr von Mayenburg saß immer noch wie ein Ölgötze unter seinem Portrait und starrte in die Ferne. Das Bild zeigte ihn in der Blüte seiner Jugend, die nun schon gute fünfundzwanzig Jahre hinter ihm lag, und der Vergleich, selbst mit den liebenden Augen einer Tochter angestellt, fiel wenig schmeichelhaft für sein heutiges Selbst aus. Kato ertappte sich dabei, dass ihr Blick von dem Gemälde zu ihrem leibhaftigen Vater wanderte – und wieder zurück. Schöne goldblonde Locken hatte er damals gehabt und ein festes Kinn. Der kleine Schnurrbart hatte dem jungen Baron sehr wohl zu Gesicht gestanden, ebenso der kecke Blick aus strahlend eisblauen Augen und die straffe Haltung, die breiten Schultern und die schlanke, dennoch kraftvolle Gestalt – kurz, er hatte das Bild eines jungen, hoffnungsvoll in die Zukunft blickenden Offiziers abgegeben.

Kato ließ den Blick sinken und betrachtete ihren Vater, wie er heute war, mit Liebe, aber auch mit töchterlicher Sorge.

Das jugendliche Gold der Locken war zu einem fahlen, undefinierbaren Silberblond verblichen, und seine Stirn nahm heute weit mehr Platz ein als vor Katos Geburt. Statt des kleinen Schnurrbarts trug der Freiherr nun einen behäbigen Backenbart, genau wie Seine Majestät, der Kaiser. Die

breiten Schultern waren immer noch imposant, aber ihre Linie hatte alles Straffe verloren und sich gerundet – ebenso wie die schlanke Taille des jungen Offiziers nun eine deutliche Ausbuchtung in die andere Richtung auswies. Die energische Kinnlinie, das kecke Lächeln und der klare Blick des schneidigen jungen Offiziers waren gleichermaßen verschwunden und hatten einer vagen, ein wenig verschwommenen Grundhaltung Platz gemacht.

Kato liebte ihren Vater von Herzen, aber wenn sie ihn wie heute in einem Moment der schrecklichen, kalten Klarheit ansah als wären sie beide Fremde, dann musste sie sich eingestehen, dass er sich in keiner Hinsicht zu seinem Vorteil verändert hatte.

Der Freiherr blinzelte langsam und senkte die Hand, mit der er die immer noch unangezündete Zigarre hielt. »Wo war ich stehen geblieben?«, murmelte er. Sein Blick verirrte sich in das Gesicht seiner Tochter. »Ah, Kato«, sagte er. »Du wolltest mich etwas fragen?« Und, ehe Kato etwas erwidern konnte, ärgerlich: »Konrad! Wo bleibt mein Cognac?«

Kato hörte, wie die Freifrau gereizt die Luft durch ihre schöne Nase stieß. »Simon«, sagte sie tadelnd. »Du hattest mir versprochen, wenigstens bis zum Abend zu warten ...«

»Ah, bah«, machte der Freiherr und nahm den großzügig gefüllten Schwenker von dem Tablett, das der schweigsame Diener ihm vorhielt. »Heute ist ein schwerer Tag, ein sehr schwerer ... Da braucht ein Mann eine geistige Stärkung. Das kannst du als Weibsperson nicht nachempfinden, liebe Ada.«

Adelaïde murmelte leise etwas, das Kato nicht verstand. Es klang nicht sonderlich freundlich. »Setzen wir uns also zu Tisch«, sagte sie.

Die Familie nahm am Tisch Platz und eine Weile waren alle damit beschäftigt, Butter auf zarte Teekuchen zu streichen, das Sahnekännchen herumzureichen und in der Teetasse zu rühren. Porzellan klingelte und heißer Tee dampfte, es roch nach Honig und süßem Gebäck.

»Du wolltest etwas mit mir besprechen, Papa«, sagte Kato und nippte an ihrer Tasse.

Der Blick des Freiherrn schwamm zu ihr. »Wollte ich das?« Das gereizte Räuspern seiner Gattin ließ ihn innehalten. Er spitzte die Lippen. »Ja, natürlich. Natürlich. Katharina, wir, also deine Frau Mutter und ich, haben in Anbetracht der unruhigen Lage in unserer lieben Kaiserstadt entschieden, dass wir dich für eine Weile an einen sicheren Ort verbringen möchten. Deine Erzieherin hat ja schon vor einigen Wochen beschlossen, uns zu verlassen, weil der Verbleib in der Stadt ihr in Anbetracht der Unruhen zu gefährlich erschien. Du siehst selbst, dass etwas geschehen muss.« Er sah sie erwartungsvoll an.

Kato seufzte. Dieses Thema kam in regelmäßigen Abständen aufs Tapet – nämlich immer dann, wenn eine ihrer Erzieherinnen es vorzog, die Koffer zu packen und das Weite zu suchen.

»Was also habt ihr geplant?«, fragte Kato.

Ihre Stiefmutter räusperte sich. »Mein liebes Kind«, begann sie, »dein Vater und ich sind zu dem Schluss gekommen, dass zur Abrundung deiner Bildung ein Aufenthalt in einem erstklassigen Institut für Höhere Töchter die rechte Maßnahme darstellt.«

»Papa«, sagte Kato, leise protestierend, »das ist doch etwas, worüber wir schon des Öfteren ...«

»Dein Vater und ich haben gut und gründlich darüber nachgedacht«, unterbrach sie ihre Stiefmutter energisch. »Katharina, es ist zu deinem Besten. Du bist längst alt genug, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden, aber dir fehlt der letzte Schliff. Ich bin bereits auf der Suche nach einem passenden Ehemann für dich und habe einige sehr gute Partien im Auge – aber deine bisherige Ausbildung, so gut und umfassend sie auch in mancher Hinsicht gewesen sein mag, hat doch einige wesentliche Lücken gelassen, die es nun zu stopfen gilt.«

Kato verdrehte die Augen. Ihre Ausbildung war etwas, das sie, seit sie zwölf war, weitgehend selbst in die Hand genommen hatte, und zwar, indem sie systematisch sämtliche Bücher in der recht umfangreichen Bibliothek ihres Vaters gelesen hatte. Ihre Erzieherinnen hatten sich darüber hinaus befleißigt, ihr Fremdsprachen, Gesang und Klavierspiel, das Sticken, Aquarellmalerei, Konversation und Gesellschaftstänze

beizubringen. Das waren nicht die Gebiete, die Kato interessierten, aber sie hatte sich befließigt, all den freundlich bemühten Fräuleins, Misses und Mademoiselles zumindest in dieser Hinsicht keine Probleme zu bereiten.

»Papa, Frau Mama«, sagte sie, um Beherrschung ringend, »ich denke, dass ich durchaus selbst in der Lage bin, mir alles anzueignen, was ihr für nötig haltet, um ...«

»Nein, das bist du leider nicht, Katharina«, fuhr ihre Stiefmutter streng dazwischen. »Es gibt Dinge, die ein junges Mädchen sich nun einmal nicht selbst beibringen kann, auch wenn sie noch so klug und talentiert ist. Abgesehen davon halte ich den Aufenthalt in einem Haus, in dem aus politischen und anderweitigen Gründen ständig Militärs stationiert sind, für einen zu gefährlichen und darüber hinaus unschicklichen Aufenthaltsort für eine junge Dame.« Ein scharfer Blick traf Kato, die zu ihrer Erbitterung bemerkte, dass sie errötete. Es wäre ein Fehler gewesen, die Baronin zu unterschätzen. Wahrscheinlich beobachtete sie schon seit längerem, dass Kato sich zu dem jungen Leutnant Vásáry hingezogen fühlte – und wiewohl er sicherlich von Stande war, entsprach er als jüngster und relativ mittelloser Sohn eines Landedelmannes ebenso sicher nicht dem Idealbild, das ihre Stiefmutter sich von einem zukünftigen Schwiegersohn machte.

Kato senkte den Blick und schwieg. Ihre Stiefmutter nahm das als Zeichen des Einverständnisses und nickte wohlwollend. »Ich wusste, dass du vernünftig sein würdest, Liebes. Es ist ja nicht für ewig. Ein Jahr, vielleicht auch zwei ...«

»Zwei!«, entfuhr es Kato. Sie riss die Augen auf und starrte ihren Vater beschwörend an. Zwei Jahre! Ferenc wäre dann längst anderswo stationiert!

Der Freiherr starrte in seinen Cognacschwenker und ignorierte ihren flehenden Blick.

»Das Institut, an das wir dich schicken, wird dir gefallen, mein Kind«, sagte Adelaïde. »Es werden nur Mädchen aus der allerersten Gesellschaft dort aufgenommen, und der Unterhalt kostet deinen Vater ein Heidengeld. Aber ich habe ihn überzeugen können, dass nur das Beste für seine

Tochter gut genug sein kann.« Sie lächelte Kato mit so viel echter Wärme und Herzlichkeit an, dass das Mädchen gar nicht anders konnte als zurückzulächeln.

»Danke, Frau Mama«, sagte sie, denn das wurde von ihr erwartet. »Ich weiß Ihre Besorgnis zu schätzen.«

»Das weiß ich, Katharina.« Adelaïde erhob sich und schob ihren Stuhl an den Tisch. »Die Haushälterin wird sich um deine Ausstattung kümmern. Du sagst mir oder ihr, bitte, was du noch an Wäsche oder Kleidung benötigst oder was in Ordnung gebracht werden muss. Ich möchte, dass du alles bekommst, was du dir wünschst.« Sie beugte sich zu Kato und küsste sie rechts und links auf die Wangen. »Alles, hörst du? Du sollst nicht hinter den Töchtern aus herzoglichen und gräflichen Familien zurückstehen!«

Kato knickte stumm und ergeben. »Darf ich auf mein Zimmer gehen?«, fragte sie. Die Stiefmutter erlaubte es ihr mit einer Handbewegung. Ihr Gesicht, das dem Freiherrn zugewandt war, zeigte wieder diese kleine, steile Falte zwischen den Brauen. Kato folgte ihrem Blick. »Frau Mama«, sagte sie leise, »können Sie nicht Ihren Einfluss auf Papa ...«

Die Freifrau hob die Hand. »Das sollte dich nicht bekümmern«, unterbrach sie Kato freundlich, aber entschieden. »Du bist ein junges Mädchen. Die Sorgen der Erwachsenen müssen dich nicht belasten!«

Kato fand sich vor der Tür des Salons wieder. Sie zupfte an ihrer Unterlippe. Dann hob sie die Schultern, seufzte und kehrte in ihr Zimmer zurück.



Die Schatten der Dämmerung nisteten in den Zimmerecken. Kato zog sich aus und schlüpfte in ihr bequemstes Kleid, zog dicke Strümpfe über die bloßen Füße und setzte sich wieder an ihren Sekretär. Sie schob unschlüssig das Blatt Papier über die Unterlage, auf dem sie die Liste hatte

beginnen wollen, um die Adelaïde sie gebeten hatte. Sie brauchte neue Strümpfe und Leibchen, und vielleicht auch ein paar neue Unterröcke. Aber der Sinn stand ihr nicht nach Wäschelisten. Was musste sie alles mitnehmen? Welche Bücher, welche privaten Dinge? Ein Jahr, vielleicht mehr!

Kato stützte den Kopf in die Hände und blinzelte ein paar Tränen fort. Weinen würde ihr jetzt außer einer roten Nase und geschwellenen Augen gar nichts bringen, also ließ sie es.

Kato schniefte einmal kurz und richtete sich auf. Sie nahm ihre Federmappe und das ledergebundene Tagebuch aus der Schublade und legte beides vor sich hin. Es hatte keinen Sinn, jetzt an ihrem Roman weiterschreiben zu wollen, der ohnehin zunehmend dumm und albern geriet, wenn sie ehrlich zu sich selbst war. Aber ihr Tagebuch wartete sicher schon sehnsüchtig auf das, was sie ihm mitzuteilen hatte.

Sie öffnete das Tintenglas, schlug das Buch auf der ersten leeren Seite auf und griff nach der Schreibtischlampe. Sie reinigte den Querstab, setzte den Glaskolben und danach den Käfig auf und drehte den Zündknopf. Mit einem leisen Knall und dem charakteristischen Zischen des einfließenden Äthers leuchtete der Querstab auf und verbreitete ein warmes gelbliches Licht. Karo richtete den Schirm der Lampe und beugte sich über ihr Tagebuch.

»Was schreibst du da?«

»Sekkier mich nicht«, tadelte sie den Störenfried unwirsch. Sie tauchte die Feder ein, strich sie sorgsam ab und beugte sich gedankenverloren über ihr Tagebuch. *Heute ...*, schrieb sie, als die Stimme sich wieder meldete.

»Du schreibst wieder so eine schöne Geschichte, oder? Liest du sie mir nachher vor?«

Kato legte resigniert die Feder beiseite. »Wenn du willst, dass ich dir etwas vorlese, musst du mich wohl erst einmal in Ruhe schreiben lassen.«

»Das tu ich doch. Ich stör doch gar nicht. Kein bisschen. Ich bin ganz still.«

»Bist du nicht. Du redest in einem fort!«

»Pff. Mach ich nicht.« Die Stimme schwieg beleidigt.

Kato drehte das Licht ein wenig höher und tunkte die Feder erneut ein:
... *hat Frau ...*, fuhr sie fort zu schreiben.

»Du schreibst aber langsam«, sagte der Störenfried.

Kato warf die Feder auf die Schreibunterlage, dass die Tinte spritzte.
»Du gehst mir auf die Nerven«, rief sie.

»'tschuldigung.«

Beide schwiegen. Kato blinzelte in das helle Licht der Lampe und sah das flackernde Gespinst des Plasmateufelchens an, das beschämt von einem Fuß auf den anderen trat.

»Wollte dich nicht sekkieren, Kato«, sagte das Teufelchen. »Ich dachte nur ... Du hast mir gestern nichts vorgelesen.«

»Schon gut, Calander. Ich bin dir nicht böse.« Kato seufzte und stützte das Kinn in die Hand. Ihre Augen begannen zu tränen und sie blinzelte.
»Ich werde weggehen.«

Das Plasmateufelchen blieb wie erstarrt stehen. Sein Licht verdunkelte sich, und Kato konnte seine großen Augen, die gestäubten Flammenhaare und den kummervoll verzerrten Mund erkennen, aus dem dunkle Glut leuchtete. »Du gehst weg? Und was ist mit mir?«

Kato zuckte die Achseln. »Ich will die Frau Mama fragen, ob ich meine Lampe mitnehmen darf«, sagte sie. »Aber ob sie mir das erlauben wird ...?«

Das Plasmateufelchen begann zu schluchzen. Funken sprühten gegen das Glas des Kolbens und verzichteten. »Wenn du gehst, dann habe ich keine mehr, die mit mir spricht«, heulte es. »Du darfst nicht gehen, Katooooo!« Sein Stimmchen steigerte sich zu einem schrillen Crescendo, das den Glaskolben leise mitschwirren ließ.

Kato legte ihre Finger vorsichtig an die Stäbe des Käfigs. Sie waren aus Silber und nur ein bisschen wärmer als ihre Haut. »Ich lass dich nicht hier«, sagte sie. »Hör auf zu weinen, Calander. Hörst du? Ich nehme dich mit!«

Das Plasmateufelchen schluckte noch einmal laut, ein paar Funken sprühten gegen das Glas, dann schniefte es, schüttelte sich und leuchtete

hell auf. »Versprochen?« Seine Füße krallten sich um den Querstab, auf dem es hockte.

»Ja, versprochen.« Kato runzelte die Stirn. Das würde nicht einfach werden, aber wenn sie es nun mal gesagt hatte, musste sie es auch halten. »Und jetzt sei bitte still. Ich lese dir nachher auch vor.«

»Ich bin ganz leise«, versprach das Feuerwesen. »Ganz, ganz still. So still, dass du mich nicht mal atmen hörst.« Es legte die spitzfingrigen, in Flammen auslaufenden Finger über den Mund und sah Kato erwartungsvoll an.

Kato lächelte und griff nach der Feder, tunkte sie ein und fuhr fort: ... *Mama mir eröffnet, dass ich in Bälde in ein Pensionat geschickt werde. Ich bin recht unglücklich darüber, wie du dir vorstellen kannst, liebes Tagebuch. Ich werde irgendwo in der Provinz mit anderen Mädchen zusammen lauter langweilige Dinge lernen müssen und wenn ich zurückkehre, ist mein Ferenc sicher längst fort oder er hat mich vergessen ...*

Sie unterbrach sich und wischte sich mit dem Handballen über die Augen. Sie brannten, wahrscheinlich, weil sie so intensiv in das Licht der Lampe geschaut hatte.

Ihre Feder kratzte weiter über das Papier.

Papa wird mit jedem Tag wunderlicher. Es ist, als sähe man einem Schiff zu, das langsam im Nebel verschwindet. Ich erinnere mich noch daran, wie er früher war: wie er gelacht und mit mir über alle möglichen Dinge geredet hat – wir haben Bücher zusammen gelesen und durchs Teleskop in die Sterne geschaut, und er hat mir Mathematik erklärt und von fernen Ländern erzählt. Jetzt ist er wie ein Schatten, der durch das Haus geht, ohne etwas zu berühren. Er sieht durch mich hindurch, sogar wenn er mich anlächelt und liebe Worte sagt. Die Frau Mama sieht immer zornig aus oder besorgt, wenn sie ihn anschaut. Ich weiß, dass sie sich sorgt, aber sie will mit mir nicht darüber sprechen. Ich weiß auch, dass sie glaubt, dass sein geliebter Cognac ihn so seltsam werden lässt, aber ich weiß, dass es das nicht ist ...

Kato ließ die Feder sinken und sah zum Fenster, vor dem die Bäume sich im Abendwind wiegten. Es war ruhig im Hof, sie konnte durch das

geöffnete Fenster den Gesang einer Amsel hören und das Rauschen der windbewegten Blätter.

»Schreibst du nicht mehr?«, quengelte das Plasmateufelchen.

Kato fuhr zusammen. Sie hatte das Plasmateufelchen vollkommen vergessen. »Nein, heute nicht«, sagte sie geistesabwesend und drückte das Hebelchen, das den Äther aus dem Glaskolben saugte.

»Wie gemein«, hörte sie Calander wispern. »Du hast es mir doch versprochen ...« Dann war das Licht aus, der Plasmateufel fort.



Adelaïde saß ihrem Gatten gegenüber im lichtdurchfluteten Blumenzimmer und bestrich ein Teebrötchen mit Butter und Konfitüre. Kato küsste sie auf die Wange und beugte sich dann zu ihrem Vater, der in seine Morgenzeitung vertieft vor einer Tasse Kaffee saß, um auch ihm einen Kuss zu geben.

Der Freiherr brummte wortlos und blätterte raschelnd um.

»Hast du gut geschlafen, mein Kind?«, fragte Adelaïde und reichte Kato das Silberkörnchen, in dem die warmen, duftenden Brötchen lagen.

Das Mädchen schenkte ihr Tee ein, nahm die leere Kanne und zog sich zurück. Die Tür schloss sich leise hinter ihr.

»Danke, Frau Mama. Ich habe sehr gut geschlafen«, erwiderte Kato artig und biss in ihr Brötchen.

Der Freiherr räusperte sich laut und klopfte mit der Hand gegen die Zeitung. »Das ist doch dummes Zeug«, sagte er. »Wer möchte schon in der Luft herumfliegen, hm? Würdest du das wollen, Katya?«

Einen Moment lang herrschte angespannte Stille. Adelaïdes Lippen zuckten. Sie legte achtsam den zierlichen Löffel auf die Untertasse zurück und faltete die Hände. »Adelaïde, Lieber«, sagte sie sanft. »Ich bin es. Ada.«

Der Freiherr knurrte ungehalten. »Dummes Zeug«, wiederholte er und legte die Zeitung neben seinen Teller. Er sah in die Gesichter seiner

Tochter und seiner Frau und rieb sich über die Augen. »Mein Kopf schmerzt. Ich lege mich ein wenig hin.« Er warf seine Serviette auf den Teller, schob den Stuhl zurück und ging mit schweren Schritten hinaus.

Kato starrte auf den Korb mit Brötchen, um nicht in das blasse, angespannte Gesicht ihrer Stiefmutter blicken zu müssen. Ada presste die Lippen zusammen und klopfte mit den Fingern gegen ihren Teller. »Dr. Rados muss kommen«, sagte sie zu sich selbst. »Ich brauche seinen Rat.« Ein Lächeln, das etwas gezwungen wirkte, umspielte ihren Mund. »Liebes, schau nicht so erschreckt drein. Manchmal vergisst dein Vater ... Es ist nichts Schlimmes, hörst du? Er ist überarbeitet. Der Krieg, all diese leidigen Sitzungen und Ausschüsse ...« Sie beugte sich vor und legte ihre Hand auf Katos. »Der Doktor wird ihm Ruhe verordnen. Und vielleicht kann ich deinen Vater dazu überreden, mit mir in die Sommerfrische zu fahren. Es wäre doch schön, wenn wir dich ins Pensionat bringen und noch ein paar Tage bei dir bleiben, was denkst du?«

Kato nickte unbehaglich. Es war schon früher vorgekommen, dass er Ada mit dem Namen ihrer Mutter ansprach. Dr. Rados, ihr Hausarzt, der sich ausgezeichnet auf Nervenkrankheiten verstand, hatte ihren Vater untersucht und nichts gefunden, was zur Besorgnis Anlass gegeben hätte. Allerdings hatte er ihm herzlich empfohlen, seinen Konsum an alkoholischen Getränken auf die Abendzeit zu beschränken und insgesamt ein wenig besser auf sich zu achten.

Ada faltete ihre Serviette zusammen und stand auf. »Frühstücke nur in Ruhe fertig«, sagte sie. »Und dann kleide dich bitte für eine Ausfahrt an, ich möchte mit dir heute zur Schneiderin.«

Kato griff nach der Zeitung, kaum, dass ihre Stiefmutter das Zimmer verlassen hatte. Sie überflog die Titelseite. Die Armee der Engel hatte die Kaiserlichen bei Kronstadt eingekesselt. Die Stadt wurde nun belagert und stand unter Beschuss.

Kato betrachtete das Diagramm, das die Aufstellung der Kaiserlichen Truppen zeigte. Ferenc brannte darauf, endlich an die transleithanische Front versetzt zu werden, der dumme Junge. Sie vertrieb die ängstlichen Gedanken und suchte nach dem Artikel, der ihren Vater so verstört hatte.

Schließlich fand sie ihn unter »Vermischtes«.

»Kaiserlicher Wissenschaftler überwindet die Schwerkraft«, verkündete die Überschrift. Der Artikel darunter war kurz und nichtssagend. Anscheinend war es einem Mitglied der Kaiserlichen Akademie für Angewandte Ätherphysik gelungen, ein Fluggerät zu konstruieren, das beinahe einen halben Kilometer durch die Luft zurückgelegt hatte, bevor es auf einem Weinberg in Klosterneuburg zu Boden gegangen war. Der besagte Professor äußerte sich der Zeitung gegenüber dahingehend, dass es bald möglich sein werde, durch die Lüfte zu reisen wie über eine bequeme Landstraße. Zu der Frage, ob ein solches Flugwerk nicht auch für militärische Zwecke von Nutzen sein könne, hatte die Akademie sich nicht näher äußern wollen.

Kato ließ die Zeitung sinken. Die Akademie war eine Versammlung von eitlen Schwätzern, intriganten Wichtigtuern und Nichtskönnern – jedenfalls waren das die Worte, die ihr Vater immer zu benutzen pflegte. Sie wusste nicht, warum ihr Vater so schlecht auf die Akademie zu sprechen war, die doch bei jedermann sonst das allerhöchste Ansehen zu genießen schien. Die Mitglieder der Akademie hatten hohe Staatsämter inne und saßen in allen wichtigen Gremien des Kaiserreiches.

Kato legte die Zeitung beiseite, trank ihren inzwischen kalt gewordenen Tee aus und stand auf. Sie freute sich darauf, mit Ada in die Stadt zu fahren, auch wenn das in ein paar Tagen wieder das verhasste Stillstehen bei der Anprobe bedeutete, bei dem sie auch noch ständig mit Nadeln gepikt werden würde. Aber heute war der schöne Teil an der Reihe: Das Aussuchen eines Stoffes und der Bänder und vielleicht auch eines neuen Hutes.



»Wir nehmen den Motorwagen«, empfing Adelaïde sie in der Halle. Die Freifrau trug ihren weiten Staubmantel und den breitkrepfigen Hut, den sie sorgsam gegen den Fahrtwind mit einem Tuch festgebunden hatte.

Der Motorwagen stand wartend im Hof und der Chauffeur hielt ihr den Schlag auf. Adelaïde hatte bereits Platz genommen und klopfte ungeduldig mit dem Knauf ihres Schirmes gegen die Trennscheibe zur Fahrerkabine. »Husch, husch, steig ein«, rief sie. »Wo bleibt nur unsere Eskorte?«

Kato übersah die stützende Hand des Chauffeurs und kletterte in den Fond. Sie konnte von hier aus die lange Motorhaube erkennen, unter der die Hydor- und Plasmageister in ihrem Ätherkäfig saßen. Das kalte, durchdringend blaue Licht, das sie ausströmten, schmerzte ihr in den Augen, und die jammernden Stimmen der gefangenen Geister taten in den Ohren weh. Sie wünschte sich, ihre Stiefmutter hätte die Kutsche anspannen lassen, aber Adelaïde liebte es nun einmal, mit dem Motorwagen in die Stadt zu fahren.

Im Laufschrift kam ein Fähnrich über den Hof gerannt, hielt vor dem Wagen an, salutierte und keuchte: »Ihre Eskorte meldet sich zum Dienst, Baronin Mayenburg.«

»Steigen Sie schon ein, worauf warten Sie?«, rief Adelaïde ungeduldig. »Fahren Sie los, August.«

Kato musterte ein wenig enttäuscht den Fähnrich, der zum Chauffeur in die Fahrerkabine stieg. Es wäre doch zu nett gewesen, wenn ihr Leutnant Vásáry als Eskorte mitgefahren wäre.

Der Motorwagen rumpelte los. Das singende Jammern der Elementargeister verstummte, dafür füllten die fauchenden, schnaufenden Laute des Dampftriebs die Kabine. Kato hielt sich am Türgriff fest, denn der Wagen schaukelte und holperte, dass es eine wahre Tortur war. Das Tor wurde geöffnet, die Wache salutierte, dann bog der Wagen in die Straße ein.

»Wir halten zuerst am Hof«, erklärte Adelaïde und zog einen Zettel aus ihrem Handschuh. »Ich hole bei Kniže die bestellten Hemden für deinen Vater ab. Danach gehen wir zur Frau Havlicek in der Seitzergasse, dort werden wir bestimmt zwei Stunden benötigen.« Sie las mit gerunzelter Stirn ihren Besorgungszettel durch und kommentierte ihn währenddessen halblaut.

Kato blickte hinaus und hörte nur mit halbem Ohr zu, wie eine stärkende Pause in einem Kaffeehaus erwähnt wurde, und dass man noch den Abstecher in die Kleeblattgasse machen wolle, um dort nach der Uhr zu sehen, die das Mädchen zur Reparatur bei Herrn Tiez abgegeben hatte.

An diesem Punkt wurde Kato wieder aufmerksam. »Dürfte ich dort ein wenig länger verweilen, Frau Mama?«, bat sie. »Ich möchte schauen, ob ich noch ein paar Bücher finde, die ich mitnehmen kann ins Pensionat.«

Die Freifrau verzog ein wenig den Mund, aber dann nickte sie. »Gut, meinerwegen. Dann gehe ich doch noch zu Gruber & Baumgartner hinüber. Dein Vater bat mich wegen seiner Zigarren darum, aber ich dachte, wir hätten heute keine Zeit mehr dazu.«

Kato schnitt eine Grimasse. Diese schrecklichen stinkenden Zigarren!

Adelaïde sah ihre Miene und lächelte kurz. »Du magst doch diese weißen Pralinen gerne? Und vielleicht kaufe ich uns noch eine schöne Pastete fürs Abendbrot?«

Kato nickte ergeben. Solange sie dadurch Zeit hatte, den staubigen Laden des Herrn Tiez zu durchstöbern, war ihr alles recht.

Die Zeit bis dahin wurde ihr recht lang. Erst hielt die Frau Mama ein längeres Schwätzchen mit Josef Kniže, dem Inhaber, der sich für seine liebsten Kunden immer persönlich aus der Werkstatt nach vorne in den Laden bemühte.

Kato saß auf einem Stuhl im Laden, stützte das Kinn auf die Hand und sah zum Fenster hinaus. Auf der Straße rollten Kutschen, Karren und vereinzelte Motorwagen vorbei. Im Laden roch es nach Stoffen und Holz, Tabak und den Rosen, die auf dem langen Ladentisch in einer Vase verblühten, und aus der Werkstatt drang das Licht der Merkurlampen herüber, die viel heller und unangenehmer für die Augen waren als der warme Schein der Plasmalampen im vorderen Teil des Ladens.

Kato vermied es, den Plasmateufeln in ihren Lampenkäfigen einen Blick zuzuwerfen. Sie wusste, dass die Ætherwesen ihre Blicke bemerken und sie ansprechen würden, und es war so schwer, dann auf ihre drängenden, neugierigen Fragen nicht zu antworten. Zu Hause war das